

Leseprobe aus:

Jaden E. Terrell

Mitternachtsseelen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1

Der Anruf kam drei Stunden nach Beginn der Observation, genau in dem Moment, als der Mann mit dem Cowboyhut seinen roten Lexus vor dem Bürgersteig parkte. Es war ein nasskalter Winternachmittag. Der graue Himmel spie aus tiefhängenden Wolken Graupel und Hagelkörner auf die Windschutzscheibe meines schwarzen, mit Chrom abgesetzten Chevy-Silverado-Pick-ups. Nette Kiste. Weniger nett im Winter, wenn der Motor abgestellt ist, damit die Abgasschwaden keine Aufmerksamkeit erregen.

Ich saß zitternd hinterm Steuer und hauchte mir in die Hände, um sie aufzuwärmen. Dann ließ ich das Fenster herunter und griff nach der Kamera auf dem Beifahrersitz. Das vibrierende Handy im Getränkehalter ignorierte ich. Meine Miete fürs Büro war fällig, und Weihnachten stand in zwei Wochen vor der Tür. Angesichts der zweihundert Dollar plus Spesen, die mein Auftraggeber für die Überwachung hinblättertete, musste der Anrufer warten – wer auch immer er sein mochte.

Das Vibrieren ging sofort wieder los. Es klang im Plastikhalter wie eine wütende, unter einem Glas gefangene Hornisse. Mit der freien Hand drückte ich auf eine Taste an der Seite des Handys und lehnte den Anruf ab.

Der Mann mit dem Cowboyhut – Richie Barron, ein kleiner Plattenproduzent und großer Betrüger seiner Frau – kletterte aus dem Lexus und watschelte zur Beifahrerseite. Die Enden seines Staubmantels flatterten im Wind. Der Hut war reine Requisite. Richie hatte die Figur eines Murmeltiers, und falls er jemals auf einem Pferd gesessen hatte, dann höchstens im Streichelzoo.

Als er die Hand auf den Türgriff legte, stellte ich das Bild scharf und schoss ein Foto. Wieder brummte das Handy. Diesmal warf ich einen Blick aufs Display. Der Anruf kam von meiner Nichte Caitlin. Ich runzelte die Stirn. Sie musste ernsthaft in Schwierigkeiten stecken, andernfalls hätte sie es nicht riskiert, mich während des Unterrichts anzurufen. Das konnte ihr ein Handyverbot einbringen. Aber warum wollte sie mich sprechen und nicht meinen Bruder oder seine Frau?

Ich ließ die Kamera sinken, nahm mit steifgefrorenen Fingern das Telefon, klappte es auf und hielt es mir ans Ohr.

«Was ist los, Katie-Bärchen?», fragte ich. Mit vierzehn war sie für den Kosenamen eigentlich schon zu alt, aber als ihr einziger und somit liebster Onkel hatte ich Narrenfreiheit.

«Hey, Onkel Jared.» Ihre Stimme war so leise, dass ich mir mit einem Finger das andere Ohr zuhielt, um sie besser hören zu können. «Eigentlich darf ich gerade nicht telefonieren, aber ...»

«Aber?» Das Telefon zwischen Kopf und Schulter geklemmt, richtete ich meine Sony auf Richie, der nun die Beifahrertür des Lexus öffnete, und knipste. Und dann gleich noch mal, als eine Frau in schwarzen Strumpfhosen und Stiefeln mit Stilettoabsätzen ausstieg. Sie sah aus, als hätte sie ihren BH unter dem Pelzcape

mit Melonen ausgestopft. Nach meiner Recherche handelte es sich um Destiny Mirage, eine zweiundzwanzig Jahre alte Stripperin mit Gesangsambitionen. Eine Mischung aus Gypsy Rose Lee und Dolly Parton.

«Ich muss dir was erzählen», sagte Caitlin.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite küsste Destiny Richie auf die Wange und hinterließ dabei einen Lippenstift-Abdruck. Ich drückte noch einmal ab und sagte: «Schieß los, Caitlin.»

«Ich weiß nicht, ob ich wirklich soll.»

«Wenn du dir da nicht sicher bist ...»

«Es ist nur ... na ja ... also ... Josh ...»

Als ich hörte, wie ihre Stimme zitterte, bekam ich vor Angst einen ganz trockenen Mund. Vielleicht eine Überreaktion, aber im letzten halben Jahr hatte Josh uns oft genug Anlass dazu gegeben, sich seinetwegen Sorgen zu machen. Er war launisch. Unzugänglich. Hatte gefährlichen Umgang. Im vergangenen Sommer war er nach seinem Coming-out abgehauen und zu dem fast dreißig Jahre alten Scheißkerl gezogen, der ihn verführt hatte.

Der Scheißkerl, Razor, war vor ein paar Tagen von den Pseudo-Vampiren abgestochen worden, mit denen er und Josh abgehangen hatten. Obwohl Josh ihn schon monatelang nicht mehr gesehen hatte, traf Razors Tod ihn hart.

Und jetzt ...?

Verschiedene Horrorszenarien zogen an meinem inneren Auge vorbei. Ich sah meinen Neffen in einer Blutlache liegen. Erschossen von einem Klassenkameraden. Niedergestochen in der Schulmensa. Eingeklemmt in einem rauchenden Metallklumpen, der einmal der Camry seiner Mutter gewesen war. Nichts Simples wie Nasenbluten oder ein gebrochener Arm jedenfalls. Wegen solcher Lappalien hätte Caitlin mich kaum angerufen.

«Was ist passiert?»

«Ich will nicht als die Petze dastehen», antwortete sie, und ich entspannte mich ein bisschen. Also war Josh unverletzt und machte nur irgendwelchen Blödsinn, den Caitlin nicht verraten mochte.

«Willst du ihn verpetzen oder ihm helfen?»

«Helfen, glaub ich», sagte Caitlin.

«Dann los.»

Schweigen.

Das Pärchen auf der anderen Straßenseite schlitterte über den rutschigen Bürgersteig. Ich erinnerte mich wieder daran, weswegen ich überhaupt hier war, und schoss ein Foto.

Das Schweigen in der Leitung dauerte an. Ich atmete einmal tief aus. Die Windschutzscheibe beschlug, und um den Kopf des Wackel-Batmans auf meinem Armaturenbrett bildete sich eine Dampfwolke. Die Figur war ein Geschenk meines Bruders Randall, der selbst einen Wackel-Superman im Auto hatte. Batman trug einen Gürtel aus Lametta, schließlich war bald Weihnachten.

«Komm schon», sagte ich zu meiner Nichte. «Sag mir, was los ist.»

Sie seufzte. «Vielleicht ist es auch ganz harmlos.»

«Vielleicht aber auch nicht. Erzähl es mir einfach, dann können wir das entscheiden.»

«Ich weiß nicht. Du und Dad, ihr meint doch immer, man soll nichts ausplaudern, außer es ist wirklich ernst.»

«Stimmt. Und?»

«Wenn man sich da aber nicht sicher ist?»

«Dann auch.»

Caitlin schwieg wieder einen Moment, wahrscheinlich überlegte sie. «Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.»

Vor der Eingangstür der Eigentumswohnung rieb Destiny sich die Arme, während Richie den Schlüssel ins Schloss fummelte. Ich knipste.

«Fang einfach irgendwo an», riet ich. «Nimmt Josh Drogen oder so?»

«Nein, also, glaub ich jedenfalls nicht.»

«Worum geht es denn dann?»

Wieder Schweigen. Ich stellte mir Caitlin vor, wie sie die Hand übers Handy hielt und angestrengt die Stirn runzelte. Genauso hatte sie geguckt, als ich sie mit fünf Jahren zum ersten Mal auf mein Quarter Horse gesetzt hatte. Schließlich sagte sie: «Na ja ... also, ein paar Polizisten waren in der Mittagspause in der Schule und wollten mit ihm sprechen. Und dann –»

«Warte mal, die haben ihn verhört? Ohne dass Randall oder deine Mutter dabei waren?» Da musste man nicht lange überlegen, worum es wohl ging. Der Mord an Razor war ausgesprochen brutal gewesen; natürlich befragte die Polizei jeden, der mit ihm oder seinen Mördern in Kontakt gestanden hatte. Trotzdem gefiel es mir gar nicht, dass sie auch Josh verhörten. Das mochte legal sein, machte mich aber dennoch wütend.

«Die haben ihm nur ein paar Fragen gestellt», fuhr Caitlin fort. «Als Josh zurück in die Mensa kam, hat so ein Hansel namens Kevin ihn als Schwuchtel und Kriminellen beschimpft und geschubst. Und dann ... ging es ganz schön ab.»

Ich starrte hinüber zur Eigentumswohnung. Richie und seine kleine Freundin waren drinnen verschwunden. Im Moment gab es nichts zu sehen außer der verschlossenen Eingangstür und einem halben Dutzend Fenster mit dicken Vorhängen davor.

«Wie geht es Josh jetzt?», fragte ich.

«Seine Nase hat geblutet, deshalb hat der Direktor ihn erst ins Krankenzimmer geschickt und dann zum Nachsitzen verdonnert.»

«Hat er diesen Kevin auch bestraft?»

«Nein, das ist so unfair!»

«Also ist Josh jetzt beim Nachsitzen.»

«Eben nicht! Vor etwa fünf Minuten schau ich aus dem Fenster, weil ich mich in Mathe langweile, und, was glaubst du, da läuft er über den Parkplatz. Dann springt er plötzlich mitten auf die Straße und hält einen Van an. Er wäre fast überfahren worden. Jedenfalls ist so ein riesiger Kerl aus dem Wagen gekommen, und die beiden haben kurz miteinander geredet. Danach ist Josh eingestiegen, und sie sind weggefahren. Also habe ich Mrs. Taylor erzählt, ich müsste aufs Klo, bin raus und hab dich angerufen.»

«Bist du sicher, dass das nicht der Wagen eines Freundes war?»

«Ich hab den jedenfalls noch nie vorher gesehen. Der hatte so einen Camping-Aufbau, und auf einer Seite befand sich ein Bild. Daran hätte ich mich erinnert. Ein Adler oder so was.»

«Warum hast du nicht deinen Vater oder deine Mutter angerufen?»

«Ich will Josh keinen Ärger machen, hab ich doch gesagt. Aber er sah aus, als ob ...» Sie zögerte.

«Wie sah er aus?»

«Weiß nicht. Hat mich richtig erschreckt. Kümmerst du dich darum, Onkel Jared? Bitte? Kann ja auch irgendein Psycho sein, mit dem er da weggefahren ist.»

Ich hatte genügend Morde bearbeitet, um zu wissen, wie recht sie damit hatte. Es mochte sich dabei zwar nur um Ausnahmefälle handeln, aber die Statistik hatte keinem der Kinder geholfen, die dann doch tot aufgefunden wurden.

«Mach dir keine Sorgen, ihm ist bestimmt nichts passiert», versicherte ich, obwohl mir mulmig bei der Sache war. «Aber wenn es dir dadurch bessergeht, klär ich das natürlich.»

Sie bedankte sich schnell und gab mir noch einmal flüsternd die Beschreibung des Wagens durch, in den Josh eingestiegen war. Dann legte sie auf.

Ich ließ die Kamera auf den Beifahrersitz fallen und drehte den

Zündschlüssel um. Aus der Lüftung quoll ein Schwall eiskalter Luft. Ohne den Motor warmlaufen zu lassen, trat ich aufs Gas und fuhr los. Im besten Fall war es einfach Zeitverschwendung, nach Josh zu suchen. Im schlimmsten Fall ... Nein, sich jetzt schon über so was Gedanken zu machen war sinnlos.

Mein Auto schlitterte über ein vereistes Stück Straße, und ich machte einen Schlenker, um der Stoßstange eines aufgemotzten Mustangs zu entgehen, auf dessen Kofferraum die Konföderierten-Flagge klebte. Der Fahrer malträtierte die Hupe und zeigte mir den Mittelfinger. Ich wollte schon das Gleiche tun, winkte dann aber nur gleichgültig ab und drosselte das Tempo. Wenn ich am Kühlergrill eines Trucks endete, war ich Josh auch keine Hilfe mehr.

Von der Music Row bog ich auf den Chet Atkins Place ab, raste zum Broadway und dann über die I-40 zu meinem Bruder nach Mount Juliet, einer Schlafstadt, sechzehn Meilen von Nashville entfernt. Zwanzig Minuten waren seit dem Anruf von Caitlin vergangen, als mein Silverado in der Auffahrt vor Randalls zweigeschossigem weißem Haus hielt. Niemand reagierte, als ich klopfte, also schloss ich die Tür mit meinem Zweitschlüssel auf und rief nach Josh.

Keine Antwort.

Im Flur lag ein hellblauer Rucksack. Der Reißverschluss stand offen; auf die Vorderseite war ein halbnackter Mann mit Flügeln gemalt, der eine Sense schwang. Die Darstellung war unverhohlen homoerotisch. Ich konnte mir denken, dass Josh und Randall sich deshalb heftig gezofft hatten. Mir war das Bild zwar auch etwas unangenehm, aber gleichzeitig imponierte mein Neffe mir. Es war eine verdammt gute Zeichnung.

Der Rucksack bewies, dass Josh im Haus sein musste – oder zumindest hier gewesen war. Allein oder in Begleitung eines Freundes. Vielleicht mit dem Typen, den Caitlin für einen Psycho hielt.

Allerdings war es wohl eher unwahrscheinlich, dass ein Serienkiller sein Opfer nach Hause brachte. Unwahrscheinlich, nicht undenkbar.

Möglicherweise fand ich Josh gleich mit einem Jungen aus seiner Schule im Bett. Oder mit einem älteren Mann. Bei dem Gedanken ballte ich die Fäuste. Razor war tot, aber es gab genug andere Arschlöcher, die es ausnutzten, wenn ein Jugendlicher in einer Lebenskrise steckte.

Die Küche und das Wohnzimmer waren menschenleer. Im Flur begrüßten mich nur Fotos mit Bildern der Familienmitglieder, alle mehr oder weniger blond. Wendy platinblond, Caitlin hellblond, Pflegekind Rina weizenblond, Randall und ein damals noch jüngerer Josh goldblond. Inzwischen hatte Josh sich die Haare rabenschwarz gefärbt.

Am Fuß der Treppe rief ich noch einmal nach meinem Neffen und lauschte. Hörte ich oben zwei Jugendliche, die sich panisch anzogen, um nicht im Bett erwischt zu werden? Nein, nichts.

Ich lief die Stufen hinauf und kontrollierte jedes Zimmer. Gästeraum, Schlafzimmer der Eltern, Caitlins Zimmer, Rinas. Ich klopfte bei Josh an. Weil nichts passierte, öffnete ich die Tür.

Leer.

Die Badezimmertür am Ende des Flurs war zu. Ich klopfte wieder. Keine Antwort. Ich drehte den Türknauf. Abgeschlossen. «Josh?»

Stille.

Hier stimmte etwas absolut nicht.

Ich trat einen Schritt zurück, drehte mich seitwärts und verlagerte das Gewicht auf den rechten Fuß. Einen Moment lang überlegte ich, wie ich die kaputte Tür erklären sollte, falls Josh mit Kopfhörern im Bad saß und sich zum Sound irgendeiner Metal- oder Goth-Punk-Band einen runterholte. Dann trat ich mit voller Kraft

gegen die Spanplatte unterhalb des Türknaufs. Ein stechender Schmerz schoss mir in die Wade – das Überbleibsel einer Schusswunde, die wahrscheinlich inzwischen verheilt gewesen wäre, wenn ich genügend Geduld oder Disziplin gehabt hätte, um das Bein zu schonen. Das Holz um das Schloss herum zersplitterte, und die Tür schwang langsam auf.

Was nun kam, nahm ich wie in Zeitlupe wahr – der größer werdende Spalt gab den Blick frei auf elfenbeinfarbene Kacheln, eine weiße Toilette mit einem Sprung in der Schüssel, Handtücher mit eingesticktem Monogramm. Die altmodische Badewanne mit Löwenfüßen war bis zum Rand mit einer Flüssigkeit gefüllt, die aussah wie mit Wasser gestreckter Rotwein.

Die Luft im Raum war auf einmal zum Schneiden. Eine Sekunde stand ich wie gelähmt da und konnte nicht atmen. Dann riss ich das Handy aus der Tasche und wählte den Notruf. Meine Stimme klang sachlich, als würde ich meinem alten Revier einen Überfall melden. Ohne groß nachzudenken, schaffte ich es dennoch, alle wichtigen Einzelheiten eilig durchzugeben.

Josh saß in der Badewanne, sein Oberkörper war zur Seite gekippt. Er war voll bekleidet, bis auf seine Sneakers, die ordentlich auf der Badematte abgestellt waren und in denen seine marineblauen Socken steckten. Daneben lag eine offene Packung Rasierklingen. Am Badewannenrand befand sich der halbe Abdruck einer blutigen Hand, flammendrot auf dem weißen Porzellan.

Ich durfte keine Zeit verlieren.

Das Handy zwischen Kinn und Schulter geklemmt, hob ich Josh aus dem noch immer lauwarmen Wasser und nannte dem Notruf mit ruhiger Stimme die Adresse meines Bruders, während ich innerlich halb wahnsinnig wurde. Rotes Wasser lief über den Badewannenrand, aus Joshs Haar, seinem Hemd und seinen blutdurchtränkten Jeans und drang durch meine Sachen bis auf die Haut.

Zu spät, flüsterte der Wahnsinnige in mir. Mein Magen verkrampfte sich. Zu spät.

Doch manchmal gestattet uns Gott in seiner Gnade zu retten, was wir lieben.

Noch immer sickerte Blut aus Joshs Handgelenk, ein gutes Zeichen, obwohl er bleich war wie eine gekalkte Wand. Nur die Lebenden bluten. Seine Haut wirkte wächsern, aber sein Brustkorb hob und senkte sich kaum merklich.

Das Handy hatte seinen Dienst erfüllt, und ich ließ es klappernd auf den Boden fallen. Dann schnappte ich mir die Handtücher, zog Joshs Arme über seinen Kopf und drückte auf jedes Handgelenk ein Handtuch. So saß ich bei ihm, bis die Rettungssanitäter eintrafen.

2

Wir hatten uns im Warteraum für Angehörige auf der Intensivstation versammelt. Es war ein kleines Zimmer mit einem Getränkeautomaten, einer erbsengrünen Couch, farblich passenden Stühlen, einem wackligen runden Tisch in der Mitte und einem Holzregal voller alter Zeitschriften und Puzzles in abgegriffenen Pappschachteln. An einer Wand hing eine Deko-Kette aus Papierzuckerstangen – der traurige Versuch, weihnachtliche Stimmung zu verbreiten.

Randalls Frau Wendy saß steif auf der Couch. Den einen Arm hatte sie um ihre Pflegetochter Rina gelegt, den anderen um Caitlin, die sich über ein Ringbuch auf ihrem Schoß beugte. Sie schrieb

immer und immer wieder ihren Namen hinein, in jeder nur denkbaren Schreibweise. Große schwungvolle Buchstaben mit Herzen über den Is. *Caitlyn. Kaitlin. Kaitlyn. Caitlin.* Vielleicht überlegte sie, wer sie morgen sein würde. Vielleicht wollte sie sich auch einfach nur von der Tatsache ablenken, dass ihr Bruder versucht hatte, sich umzubringen.

Auf der anderen Seite des Raumes saß meine Frau Maria – meine *Exfrau* Maria – mit ihrem neuen Mann D.W. und hielt über die Stuhllehne hinweg mit ihm Händchen. Die andere Hand hatte sie auf ihren dicken Bauch gelegt. Sie trug ein Sweatshirt mit der Aufschrift *Baby an Bord*. Vor den beiden auf dem Boden saß mein Sohn Paul im Schneidersitz und baute irgendetwas Undefinierbares aus Lego. Er schaute zu mir hoch und lächelte – ein kleiner Buddha mit Schlitzaugen, einer dicken Brille und einem Batman-T-Shirt. Er hätte glatt das Aushängeschild einer Kampagne für Kinder mit Down-Syndrom sein können.

Mir war plötzlich verdammt danach, auf etwas einzuprügeln. Die drei saßen da, als würden sie für ein Familienfoto posieren. *Mein* Familienfoto, auf dem D.W. meinen Platz besetzte. Okay, er war ein netter Kerl. Zuverlässig und berechenbar. Kein Mann, der abends mit Blutspritzern auf dem Hemd oder einer genähten Platzwunde am Kopf nach Hause kam.

«Ich kann nicht damit leben, dass ich nie weiß, ob sie dich vielleicht in einem Leichensack nach Hause bringen», hatte Maria über unsere Ehe gesagt. Und später, nachdem ich ihr angeboten hatte, den Job zu wechseln und Versicherungen zu verkaufen oder eine Motorradwerkstatt aufzumachen: «Es geht nicht darum, was du tust, sondern wer du bist. Du bist ein Held, der auf seine Chance wartet, für die gute Sache zu sterben.»

In der Beziehung musste sie sich um D.W. keine Sorgen machen. Randall stand vor dem Getränkeautomaten und schlug in gleich-

bleibendem Rhythmus mit der Faust dagegen. Ich ging zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: «Er kommt durch.»

Er versetzte dem Automaten einen letzten Schlag, drehte sich um und sah mich aus roten Augen und mit angespanntem Gesichtsausdruck an. Es war beinahe, als würde ich in einen Spiegel schauen. Mit seinen vierzig Jahren war er sechs Jahre älter und mit seinen ein Meter siebenundachtzig fünf Zentimeter größer als ich. Seine Nase hatte er sich während der Grundausbildung gebrochen, und sie hatte jetzt genau unter der Wurzel einen kleinen Knick. Ich hingegen hatte eine Narbe auf meiner Unterlippe und eine weitere über meiner Augenbraue – beides Erinnerungen an miese Kerle und gefährliche Situationen. Doch von diesen Unterschieden abgesehen, ähnelten wir uns sehr. Randalls Haar war genauso goldblond wie meines, wir hatten beide graue Augen und breite Schultern. Die Figur war ein Erbe unseres Vaters.

«Er kommt durch», wiederholte ich.

«Das weißt du nicht», widersprach er.

«Wir haben ihn rechtzeitig gefunden.»

«Das weißt du nicht.»

«Onkel Jared», sagte Caitlin, und ihre Stimme zitterte. «Dein Hemd ist ganz blutig.»

Ich schaute an mir hinunter. Wo meine Jacke offen stand, gab sie den Blick frei auf einen großen dunklen Fleck auf meinem noch immer feuchten Hemd. Ich zog den Reißverschluss hoch und bemerkte, dass die Manschetten der Jacke ebenfalls rot verfärbt waren. Es war eine alte Fliegerjacke meines Vaters, die er im Krieg getragen hatte. Auch wenn ich mich für diesen Gedanken schämte, das Blut an den Manschetten ärgerte mich.

«Die solltest du einweichen», sagte Wendy. «In kaltem Wasser.»

Randall drehte dem Getränkeautomaten den Rücken zu. «Wen kümmert das denn jetzt noch, Herrgott?»

Wendy wollte etwas erwidern, biss sich aber dann auf die Lippe und senkte den Blick.

Caitlin schluchzte leise auf und wischte sich mit der Hand über die Augen. Ich küsste sie aufs Haar, zog mir einen Stuhl ran und setzte mich. Paulie kam zu mir und krabbelte auf meinen Schoß. Sein Haar roch nach Orangen. Wie das von Maria. Er wand sich in meinen Armen, weil ich ihn zu fest hielt. Widerstrebend lockerte ich meinen Griff.

Die Uhr an der Wand tickte und tickte, und noch immer nichts Neues über Joshs Zustand.

Meine linke Wade schmerzte, wahrscheinlich von dem Tritt gegen die Badezimmertür. Ich änderte vorsichtig meine Sitzposition, damit Paul nicht herunterfiel. Dann streckte ich das Bein aus und spannte den Muskel an. Trotz des dumpfen Schmerzes fühlte er sich normal an. Ich spannte ihn noch einmal an und dachte daran, wie knapp es werden konnte, wenn man in einer gefährlichen Situation die falsche Entscheidung traf.

Warum dauerte es so lange?

Randall kam zu uns herüber und setzte sich auf die Lehne der Couch neben Wendy und die beiden Mädchen. Seine Frau rückte etwas ab. Was hatte das zu bedeuten? Vielleicht gar nichts. Trotzdem machte ich mir Sorgen.

Die Zeit schritt voran. Weiter Warten, weiter Grübeln, bis endlich ein Arzt mit einem Kinnbart und einem Stethoskop um den Hals durch die Tür kam. Er sah kaum alt genug aus, um Auto zu fahren, geschweige denn, um Joshs Leben in den Händen zu halten.

«Wie geht es ihm?», fragte Randall.

Der Arzt schaute meinen Bruder an. «Im Moment ist er außer Gefahr. Er hat eine Menge Blut verloren, ist aber wieder stabil.»

«Im Moment?»

«Alles deutet darauf hin, dass er es schaffen wird. Körperlich

zumindest. Um den Rest wird sich einer unserer Psychiater kümmern.»

«Wann?»

«Heute noch, hoffe ich. Zu Weihnachten haben die Kollegen immer alle Hände voll zu tun.» Er lächelte wehmütig. «Wer von Ihnen ist Onkel Jared?»

Ich stellte meinen Sohn auf den Boden und stand auf. «Ich.»

«Er möchte mit Ihnen sprechen.»

Ich schaute zu Randall, der meinen fragenden Gesichtsausdruck richtig deutete.

«Geh schon», sagte er rau. «Wenn er das will, okay.»

Ich sah Wendy an, die das Gesicht abwendete. Also nickte ich dem Arzt zu. «Gehen wir.»

Er führte mich den Flur entlang und durch ein paar Schwingtüren hindurch. Auf dem gefliesten Boden hallten unsere Schritte laut wider. Eine hübsche, blonde Krankenschwester ging an uns vorbei und schob einen Wagen mit Pillenbechern aus Plastik und in Papier eingewickelten Spritzen vor sich her. Sie schaute kurz auf und lächelte mir mitfühlend zu. Ich nickte und kam mir vor wie ein Schwindler, der sich das Mitleid erschlich, das meinem Bruder zustand.

«Hier ist es», sagte der Arzt und schaute auf die Uhr. «Zehn Minuten.»

Ich holte einmal tief Luft und atmete den scharfen Geruch nach Desinfektionsmitteln und Ammoniak ein. Dann öffnete ich die Tür. Josh lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken und hing an einem Tropf, in dem sich eine klare Flüssigkeit befand. Selbst auf dem weißen Kissen wirkte sein Gesicht noch immer blass. Seine dunklen Augenringe und das verwaschene Schwarz seiner Haare schienen über dem Bett zu schweben. Er wirkte viel jünger als sechzehn. Und gleichzeitig viel älter.